in ihren Aemtern. Es ist also gar kein Grund vorhanden, auf den Rath des Fürsten Bismarck zurückzugreifen. Gerade der Fürst Bismarck hat schärfer als irgend ein Anderer diese unselige Art des Eingreifens „unverantwortlicher" Rathgeber in die Leitung der Staatsgeschäfte verurtheilt. Es ist noch in der lebhaftesten Erinnerung der Zeitgenossen, wie bitter, wie rückhaltslos sich der Fürst Reichskanzler über jene „unberufenen" Berather à la Hintzpeter, Güßfeldt geäußert hat. In solch eine „unverantwortliche" Berathertätigkeit außerhalb der Staatsregierung wird also der Fürst Bismarck zu allerletzt einzurücken, gewillt sein. Er müßte wirklich mit seiner ganzen staatsmännischen Vergangenheit in einen unlöslichen Widerspruch gerathen. Aber da giebt es glücklicher Weise in unserer Staatsverwaltung einen Hebel, an welchen die Kraft und der Einfluß Bismarcks angesetzt zu werden vermöchte. Da ist die durch ihre hohe Bedeutungslosigkeit so ungemein ehrwürdige Behörde des Staatsrathes; sie bildet das würdige Gegenstück zu unserem hochansehnlichen „diplomatischen Ausschuß" im Reiche. Das wäre Etwas für den Altreichskanzler, ihn zum **Präsidenten dieses Staatsrathes** zu machen. Für das impulsive Temperament ist solch ein Amt eines Vorsitzenden in unserem Staatsrathe, der so gut wie niemals in die Erscheinung tritt, wirklich wie geschaffen. Ein ernsthaftes Schlesisches Blatt läßt sich diese neueste Mittheilung über die geeignetste Verwendungsart des schmollenden Kanzlers aus Berlin. melden. Auch dieser Behörde hat der Reichskanzler Fürst Bismarck manch boshaftes Wort nachgesagt. Bekannt ist namentlich jenes, das sich auf die Thätigkeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich, als Vorsitzender des Staatsrathes bezog. Der kronprinzliche Vorsitzende hatte niemals sonderlich vielen Geschmack an diesem Amte gefunden, das in Wahrheit ein ganz inhaltsloses war. Und wie sollte dem Fürsten Bismarck dieses Amt übertragen werden? Ein Mann von seiner Bedeutung würde solch eine Ornamental-Würde gar nicht übernehmen. Thäte er es aber wider Erwarten dennoch, so müßte er nothwendig auch nach einer wirklichen Machtstellung streben und alsdann hätten wir sehr bald den schärfsten Konflikt innerhalb der Staatsregierung zwischen dem Ministerium und dem Staatsrathe. Also auch diese schöne Idee, den Fürsten Bismarck, als den zukünftigen Vorsitzenden des unnennbaren Staatsrathes wieder in den Staatsdienst eintreten zu lassen, weist sich bei näherer Betrachtung als eine vollkommene Unmöglichkeit aus. Jetzt bliebe nur noch ein großes Ehrenamt für den Fürsten Bismarck übrig, nämlich der Vorsitz in der Landesvertheidigungskommission, der zuletzt dem Grafen Moltke übertragen war.

---

✱ Eine hiesige Korrespondenz wies vor einiger Zeit darauf hin, daß in diesem Jahre das **außertourliche Avancement** der Hauptleute zum Major des Generalstabs zum ersten Male nicht erfolgt sei. Dasselbe besteht bekanntlich darin, daß Hauptleute, welche 5 Jahre als solche dem Generalstabe angehört haben, ohne Rücksicht auf das Dienstalter ihrer Kollegen bei der Truppe, zu Majors befördert werden, woraus ein Vortheil von etwa 1½ bis höchstens 2 Jahren in früherer Zeit entstand. Der verhältnißmäßig unerhebliche Vortheil floß den Generalstabshauptleuten seit der Amtsthätigkeit des Feldmarschalls Moltke als Generalstabschefs zu und in der Regel erfolgten seitdem die bezüglichen Beförderungen im März. In diesem Jahre blieben dieselben aus, was allgemein auffiel. Wie nun aber aus der Nummer des M. W. Bl. vom 4. d. M. ersichtlich, sind die Beförderungen doch eingetreten, so daß es sich also nur um eine geringe Verzögerung gehandelt zu haben scheint, nicht um die Absicht, von dem durch Moltke dem Generalstabe zugeführten Vortheile abzuweichen. — Unter dem 31. Mai ist gleichzeitig die Königin-Regentin der Niederlande zum Chef des Infanterie-Regiments Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälisches) Nr. 15 ernannt worden. Der Prinz Friedrich der Niederlande, ein Schwiegersohn König Friedrich Wilhelm III., welcher im Jahre 1881 starb, war der langjährige Chef dieses Regiments, dessen Namen es denn auch führt.

## Schweizer Sozialdemokraten unter sich.

(Von unserem Korrespondenten.)

**Bern**, 5. Juni.

Die Züricher Sozialdemokraten liegen sich in den Haaren. Daß es dahin gekommen, ist das Verdienst Robert Seidels, Redakteur der „Arbeiterstimme", des offiziellen Organs der sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Seidel, von Haus aus Sachse, naturalisirter Schweizer, war bis vor einigen Jahren Schullehrer in Mollis im Kanton Glarus. Er gerieth wegen seiner unerhörten Eigenliebe in Streit mit den Glarner Schulbehörden, die überdies keinen Gefallen an der politischen Agitation des Lehrers finden konnten. Als der Boden unter seinen Füßen immer heißer wurde, sah Seidel sich nach einem Wirkungskreise in einem anderen Kanton um. Er kam nach Zürich, wo er die Stelle eines Redakteurs der „Arbeiterstimme" erhielt. Die Glarner Herren, die den Agitator kannten, prophezeiten, Seidel sei der richtige Mann, Streit und Zank in die Züricherische Arbeiterschaft zu bringen. Sie geschah es auch.

Seidel griff die geachtetsten Führer der sozialdemokratischen Partei öffentlich und heimlich an, da sein grenzenloser Ehrgeiz es nicht ertragen konnte, daß mit Hilfe der Arbeitermasse auch noch Andere eine Rolle zu spielen suchten. Vor einigen Wochen entzweite er sich mit dem Genossen Enderli, einem der beschäftigtsten Reporter der Stadt Zürich. Enderli wurde von Seidel beschuldigt, er hätte die Sache der Arbeiter und Arbeiterführer diskreditirt. Enderli verklagte darauf den „Genossen" wegen Verleumdung. Seidel schwieg nicht. Jetzt griff Enderli zum Aeußersten: er verbreitete einen „Offenen Brief an Herrn Redakteur Seidel", der, vier große Spalten stark, in der sozialdemokratischen „Züricher Post" erschien und überdies von Enderli an sämmtliche Zeitungsredaktionen gesendet wurde. In der Offenen Antwort verwerthete Enderli die Privatbriefe, die Seidel ihm vor Jahren geschrieben. In einem Brief vom 22. Januar 1887 theilte Seidel dem Journalisten Enderli sein curriculum vitae höchst weitschweifig mit, damit Enderli für die Person Seidel agitire. Seidel schreibt von sich:

„Ich bin seit 1867 in der Arbeiterbewegung, theils als Führer, theils als gemeiner Soldat thätig gewesen. 1869 war ich in Eisenach, der Wartburg, als Delegirter eines Arbeiterbildungsvereins, Mitbegründer der sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Um jene Zeit war ich ferner: 1) Vizepräsident eines großen Arbeiterbildungsvereins und zugleich Lehrer der Buchhaltung und des Rechnens für denselben; 2) Sekretär eines Volksvereins von 800 Mitgliedern; Gründer und Aufsichtsrathsmitglied der internationalen Gewerkschaftsgenossenschaft der Manufaktur-, Fabrik- und Handarbeiter; 4) Mitbegründer und Aufsichtsrathsmitglied eines Konsumvereins, der heute eigenes Haus, eigene Bäckerei und Metzgerei hat; 5) Mitbegründer des ersten täglich erscheinenden Lokalarbeiterblattes des „Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreundes". Derselbe entstand mitten im Kriege von 1870; 6) hielt ich als Neunzehnjähriger große Volksversammlungen allein ab; mitten im Kriege sprachen wir gegen den Krieg und gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen. Da war das Agitiren kein Spaß, denn es ging dabei um Freiheit und Existenz."

Hierauf spricht Seidel spaltenlang über sein Wirken in der Schweiz. Am Schlusse des Briefes ertheilt Seidel dem Journalisten Enderli, der schon damals mit manchen Blättern Beziehungen unterhielt, folgenden Rathschlag:

„Ein treffliches Mittel, indirekt für mich zu agitiren, ist ohne Zweifel dies, meinen Namen recht oft in der Oeffentlichkeit ehrend zu nennen, und dazu liefern ja meine Schriften und meine letzte Thätigkeit hier (in dem Glarner Dorfe Mollis) genügend Material. Mein neues Buch lege ich Ihnen auch bei. Für Ihr unablässiges Streben bringe ich Ihnen meine besten Wünsche dar."

Seidel wollte Arbeitersekretär werden, welche Stelle jedoch Greulich, vormals Redakteur der „Tagwacht", erhielt. Seidel hatte sich dem Freunde Enderli für dieses Amt mit folgenden Worten empfohlen:

„Daß ich mich, wie kaum ein Anderer, für den Posten eignen würde, ist Ihnen sofort klar, Ihnen, der Sie wissen, daß ich selbst Arbeiter war, daß ich die Haus- und Fabrikindustrie aus eigener Anschauung als Arbeiter und kaufmännischer Angestellter kenne, daß ich bedeutende Sprachkenntnisse (französisch, englisch, italienisch) besitze, daß ich eine wissenschaftliche Bildung und daß ich mich als Arbeiter, Beamter, Lehrer und Schriftsteller bewährt habe. Die Wahl Greulichs an diesen Platz wäre — abgesehen von meiner Person — ein großer taktischer Fehler von Seite der Arbeiterschaft."

Seidel hat den Offenen Brief noch nicht beantwortet. Enderli scheint weitere Briefe zu besitzen, die den Redakteur der „Arbeiterstimme" kompromittiren könnten. Enderli nennt seinen über 400 Druckzeilen zählenden Offenen Brief an Seidel den „ersten Gang".

---

✱ Wie aus **Bukarest** gemeldet wird, hat König Karol aus Anlaß der **Verlobung des Thronfolgers** die Glückwünsche sämmtlicher Minister und der Abordnungen beider Kammern entgegengenommen. Die letzteren gaben der dankbaren Anerkennung Ausdruck, daß der König niemals die Geschicke seiner Dynastie von der Wohlfahrt seines Landes trenne. Der König erwiderte, er betrachte die von dem Lande so überaus freudig begrüßte Verbindung als ein großes Glück und einen wahrhaften Trost, denn er sehe dadurch das mit der gegenwärtigen Generation begonnene Werk gesichert, er blicke vertrauensvoll in die Zukunft. Aus dem ganzen Lande laufen Glückwünsche ein; die Mitglieder des diplomatischen Corps zeichneten sich in die im Palais aufliegenden Listen ein. Die Presse des Landes hebt in Uebereinstimmung mit der Bevölkerung die große Bedeutung des neuen ehelichen Bundes hervor, welcher eine enge Verwandtschaft zwischen der rumänischen Dynastie und der Herrscherfamilie des mächtigen englischen Reiches begründe. Die Verbindung rechtfertige das Vertrauen in die Zukunft des Landes. Man wisse der Königin Viktoria Dank und betrachte deren Zustimmung zu der Verbindung als einen neuen Beweis ihres wohlwollenden Interesses für Rumänien.

---

✱ Die Unemigkeit innerhalb der **republikanischen Partei Nordamerikas** betreffs der Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten scheint immer folgenschwerere Dimensionen anzunehmen. Nach einer Meldung aus Minneapolis zeigen die zwischen den republikanischen Fraktionen bestehenden Gegensätze eine Verschärfung. Die Absicht, einen dritten Kandidaten für die Präsidentschaftswahlen zu ernennen, soll mit größerer Bestimmtheit zu Tage treten und zwar soll die Aufstellung Max Kinleys geplant sein. Daß andererseits der Rücktritt Blaine der erste Schritt zur Aufstellung seiner Kandidatur ist, das haben wir bereits betont. Aus der Umgebung Harrisons, der wohl anfängt, ernstlich für seine Wiederwahl zu fürchten, verbreitet man dagegen, Staatssekretär Blaine hätte aus persönlichen Gründen und wegen sachlicher Differenzen in der chilenischen und in der Behringsmeer-Angelegenheit schon seit längerer Zeit die Absicht gehabt, zu demissioniren. Auch soll der Verkehr der Familien Harrisons und Blaines ein wenig freundschaftlicher gewesen sein. — Präsident Harrison hat den Assistent-Sekretär Wharton an Stelle mit der zeitweiligen Leitung des Staats-Departements betraut.

---

✱ Unter der Spitzmarke **„Waffenschmuggel in Aden"** wird uns aus Triest von einem gelegentlichen Korrespondenten unter dem 25. d. M. Folgendes geschrieben: Vor einigen Tagen brachten Triester Blätter die Nachricht, daß Herr Boccassini, Prokurist der Adener Firma Bienenfeld u. Compagnie, von den englischen Behörden wegen Waffenschmuggels zu zwei Jahren Zuchthaus und zu einer Geldstrafe verurtheilt worden sei. Zwei Jahre Zuchthaus in Aden sind für einen Europäer einem direkten Todesurtheil gleichzustellen. Eine ganz ähnliche Strafe soll vor wenigen Monaten in derselben englischen Hafenstadt einen Araber getroffen haben, weil derselbe — eine Flinte gekauft hatte! Man wird kaum irre gehen, wenn man diese so plötzlich eingetretene Strenge im Aden mit der Nachricht des „Berliner Tageblatts" vom vorigen Sommer in Verbindung bringt, nach welcher via Aden oder überhaupt durch das englische Gebiet Hinterlader an die aufständischen Araber des türkischen Jemen geliefert worden seien. Damals hatte man sogar die englischen Behörden derart in Verdacht, daß sie derartigen Schmuggel begünstigten, und das soll in Konstantinopel nicht unwesentlich zur Absetzung des englisch-gesinnten Großveziers Kiamil Pascha beigetragen haben. Man erwartete damals allgemein ein Dementi der englischen Regierung, welches aber ausgeblieben ist. Anstatt dessen wurde von Konstantinopel aus in offiziösen österreichischen und deutschen Blättern England in Schutz genommen, aber gleichzeitig zugegeben, daß England vertragsmäßig an den Sultan von Lahej Waffen geliefert haben könnte. Seither wurde der jemenische Aufstand blutig niedergeschlagen, und auch andere Fragen, welche die Uferländer des Rothen Meeres in Anspruch versetzt hatten, wie die Sinaifrage und die egyptische Ferman-Angelegenheit, sind mittlerweile beigelegt worden. Nunmehr finden auch die englischen Behörden in Aden für gut — allerdings ein bischen post festum — nach „Schmugglern" zu fahnden, was sehr löblich ist, aber noch weit löblicher gewesen wäre, wenn es vor dem jemenischen Aufstande und während desselben geschehen wäre. Denn jetzt, wo die aufständischen Araber im türkischen Jemen angeblich über mehrere tausend Hinterlader verfügen, von denen freilich die im Verlaufe der Jahre den Türken selbst abgenommen worden sein dürften, ist es wenig von Belang, wenn ein Araber in Aden Harrlos eine Flinte kauft und wenn ein dortiger Europäer eine Kiste mit Waffen und Munition — es wird sich wohl um Mehr handeln als um ein oder zwei Jagdgewehre handeln — als „Glaswaare" einschmuggelt. Etwas Anderes wäre es, wenn sich nachweisen ließe, daß Boccassini den Waffenschmuggel en gros getrieben habe und daß er es gewesen, der den türkischen Arabern in der kritischen Zeit ganze Sendungen von Hinterladern zukommen ließ. Dann würde die Strenge des Urtheils gerechtfertigt und würde auch in Konstantinopel einen vortheilhaften Eindruck machen. Boccassini scheint aus dem Umstande geschlossen werden könnte, daß er der Prokurist eines Hauses ist, dessen Chef, Herr Bienenfeld, seit vielen Jahren Vizekonsul Italiens in Aden ist. Im Allgemeinen will der rasende See sein Opfer haben. Jetzt aber will der rasende See kein Opfer haben, weil ohnehin Niemand mehr, auch die Türken nicht, an den Adener Waffenschmuggel denkt. Wenn die Engländer aber wirklich dem Waffenschmuggel entgegentreten wollen, dann würde dies durch eine Ueberwachung der weitgestreckten englischen Küsten Arabiens wirksamer geschehen können, als durch Einkerkerung mehr oder weniger harmloser Schmuggler in Aden selbst.

## Deutschland.

✱ Nachdem die Bemühungen gescheitert waren, **angebliche Orginalmittungen** hoher deutscher Offiziere und Beamten über aus dem **Welfenfonds** empfangene Geldbeträge in einem Schweizer Verlage zu

---

## Ritter Pásmán.

Komische Oper in drei Akten von Ludwig Doczi. Musik von **Johann Strauß.**

**—n.** Das ist ein rechter Reitersmann, dieser magyarische Ritter Pasman. Ein wackerer, unergründlicher Zecher, aber auch ein streitbarer Held, der sicherlich schon manchem Türken den Schädel gespalten. Zu Haus harrt keiner ein braves, junges Weib, und es ist nicht ihre Schuld, wenn Eva im Anblicke eines verführerischen jungen Mannes von höfisch-feinen Sitten in Gefahr geräth. Der Ritter Pasman hat eben die Jugend längst hinter sich. Weshalb bringt er auch solch gefährlichen Gast als Jagdbeute heim? Die beiden jungen Liebesleute sehen einander zu tief in die Augen, und die Nacht ist keines Menschen Freund. Des Blutes Aufruhr tobt in Evas, des Ritters Gattin, Adern. Sie hat sich von dem lärmenden Gelage ihres Gatten und seiner Zechgenossen weggeschlichen. Diese sind zur Abkühlung hinausgezogen zum Fischfang, und als sie wieder heimgekehrt, da findet der fremde junge Mann die holde Frau einsam im Saale. Sie glaubt, es sei ihr Gatte, sie ruft ihn, und er küßt die schöne Frau. Nun wird sie ihres Irrthums gewahr. Voll Zorn und Scham über die halb erlittene, halb erduldete Schmach will sie Alles dem Gatten gestehen. Da giebt der Fremde sich als König zu erkennen. Es ist Robert von Anjou. Mischu aber, des Ritters Pasman listiger Knappe, hat die ganze bedenkliche Szene mit angesehen. Eva ist in eine begreiflich sehr peinliche Lage gerathen. Bei Nacht und Nebel sind die fremden Jagdgäste davongeritten und wie der Ritter nun selber, noch kaum ernüchtert, von dem Fischfang nach Haus zurückkommt, erfährt er aber, richtiger gesagt, erräth er, was sich inzwischen zugetragen. Anfangs lenkt sich sein Verdacht auf seinen Knappen Mischu. Allein dieser weiß den erzürnten Ritter von seiner Schuldlosigkeit zu überzeugen. Mischu übergiebt seinem Herrn einen Ring, den der entwichene Fremde ihm als Gastgeschenk hinterlassen. Dieser Ring verschafft seinem Träger allzeit freien Zutritt zu dem Könige. Pasman hat durch allerhand Umstände es errathen, daß dieser unbekannte Fremde ihm die Schmach angethan. Er eilt ihm nach, um seine Spur aufzufinden. So kommt er an des Königs Hof, er klagt ihm sein schweres Leid und fordert Vergeltung für die gekränkte Ritterehre. Der König hat aber seinem Hausnarren Rodomonte die Schlichtung des peinlichen Handels aufgetragen. Rodomonte soll als König vermummt den Rechtsfall entscheiden. Die Sache ist aber um so schwieriger, als weder der Name des Ehrenräubers noch die nähere Art seines Verbrechens bekannt ist. Mischu allein war Zeuge des Herganges, den er, weil es finster war, aber auch nicht genau beobachten konnte. Endlich sagt er es aus: „er hat sie ja nur auf die Stirn geküßt." Rodomonte entscheidet, daß der Ritter Pasman das Gleiche der Gattin jenes Verräthers thun möge. Durch eine liebenswürdige List der Königin wird der arg verschlungene Knoten gelöst. Die Gefahr, daß der König selber und der unerbittliche Ritter Pasman hart an einander gerathen, wird auf eine zierlich-witzige Art beseitigt. Das Ganze gestaltet sich zu einer Huldigung für den gerechten Magyarenkönig, mehr indessen noch für den stolzen, selbstbewußten Sinn des magyarischen freien Adels, für den treu, selbstbewußten Sinn des magyarischen freien Adels, der selbst vor der Majestät nicht weichen will, wo es die Rettung der eigenen gekränkten Ehre gilt. Der lustige Scherz ist leider zu weit ausgesponnen, und darunter leidet der dramatische Aufbau. Mühselig schleppt sich die Handlung durch die beiden mittleren Akte hindurch. Sie sind für den Dichter wie für den Musiker zu einer rechten Verlegenheit geworden. Erst im Schlußakte wird es dramatisch bewegter. Hier häufen sich die Begebenheiten, und sie schieben und drängen sogar eine die andere.

Und nun die Musik. Um es mit einem Worte zu sagen, sie leidet vor Allem daran, daß sie sich in einer gewissen verlegenen Aengstlichkeit zwischen der Operette und der komischen Oper hin und her bewegt und sogar an mehreren Stellen sich in der schweren Gangart der großen Oper versucht. Dies ist namentlich in einigen Szenen des zweiten Aktes der Fall. Unseres Dafürhaltens hat dem Komponisten Johann Strauß, dessen entzückenden Weisen eine ganze Welt zu lauschen nicht müde wurde, sein Geschick sich Eingang in die höheren Kreise der vielbegehrten Oper zu verschaffen, die Unbefangenheit seines Kunstschaffens geraubt. Naturen, wie die eines Johann Strauß, in denen sich der Genius des Tanzes sozusagen in vollendeter Form verkörpert zeigt, dürfen ihr Kunstgebiet, auf welchem sie sich mit unbeschränkter Sicherheit bewegen, nicht mit einem anderen vertauschen wollen. Thun sie dies aber dennoch, wagen sie den kühnen Schritt, dann laufen sie ernste Gefahr, dabei zu verunglücken. Als Icarus seinen Flug allzu sehr sonnenwärts richtete, da schmolzen ihm die wächternen Flügel und er büßte seine Vermessenheit mit seinem Leben. Nun, so tragisch wird ja der leider mißlungene Flug Johann Strauß' in das Sonnenreich der komischen Oper nicht werden. Wir hoffen vielmehr zuversichtlich, daß er demnächst die Welt wiederum auf das Angenehmste durch die Rückkehr in sein altgewohntes Herrschaftsgebiet überraschen werde. An zierlichen Einzelheiten ist ja auch dem „Ritter Pasman" kein Mangel; der liebenswürdige Melodiker verleugnet sich auch in diesem Werke nicht. Allein, es erschien diesmal Alles an ihm wie von der Gedankens Blässe angekränkelt. Es fehlt ihm die Herzhaftigkeit des Entschlusses. Wo sich aber dennoch hervorwagt, wo der unverwüstliche Walzer Strauß einen Anlauf zu seinem altgewohnten, höchst eigenlichen Thun nimmt, da ist's, als raunte ihm der vornehm gewordene Operkomponist die Mahnung ins Ohr, daß sich derlei für ihn nicht mehr in seinem neuen Stande schicke. Unter diesem Zwiespalt der Gefühle muß schließlich die Wirksamkeit auch der allerbesten Einfälle schwere Einbuße erleiden. Wenn ein in unbefangener Sorglosigkeit sein ganzes Leben lang dahin flatterndes Menschenkind plötzlich in die höfische Etiquette sich eingezwängt sieht, welche sich dessen Schöpfer selber dadurch bereitete, daß er sich so ganz davor hütete, die alten eingefahrenen Geleise zu betreten. Es ist gut, wenn der Mensch durchaus und immer „originell" sein will. Er verliert über diesem Streben dann gar leicht seine wirkliche Originalität. So und nicht anders ist es bei Johann Strauß mit seinem „Ritter Pasmán" ergangen. Wir zuerkennen, ganz und unbedingt wiederzuerkennen war er einzig nur in der Balletmusik im dritten Akte. Diese Tänze, diese Rhythmen, diese Melodik, das wies Alles auf den alten, das heißt auf den unveränderten Johann Strauß hin. Was sich aus der